Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus

Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege

Band: 42 (1948)

Heft: 7-8

Artikel: Der Sinn unserer Auseinandersetzung : ein Schlusswort zu der Diskussion in den "Neuen Wegen" und um die "Neuen Wege"

Autor: Trautvetter, Paul

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-139114

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Sinn unserer Auseinandersetzung

Ein Schlußwort zu der Diskussion in den «Neuen Wegen» und um die «Neuen Wege»

Abschied und Ausblick

Die «Neuen Wege» sind uns um ihrer Vergangenheit willen, um der gewaltigen geistigen Arbeit, die an sie gewendet wurde, um ihres vierzigjährigen Kampfes willen ehrwürdig. Es gibt wohl nicht viele Zeitschriften, die mit solcher Kraft und Treue auf ihrem Posten standen «im Kampf der Zeit». Unsere Ehrfurcht und unser Dank gelten vor allem dem Manne, der die Zeitschrift zu dem gemacht hat, was sie war: Leonhard Ragaz. Diese ehrfurchtgebietende Vergangenheit der «Neuen Wege» kann durch nichts ausgelöscht werden. Worte, die der Wahrheit und der Gerechtigkeit dienten, die den Kampf um Gott und das Kommen seines Reiches kämpften, stehen in einem Lebenszusammenhang, der sie nie in die Vergangenheit versinken läßt. Auch wenn die Form, deren sie sich bedienten, vergeht, ist ihre Wirkung nicht zu Ende. Ja es kann sein, daß sie gerade in der Zukunft in ihrer wahren Größe verstanden werden und erst kommende Generationen mit ihrem vollen Glanz überstrahlen und beglücken.

Wir aber dürfen den Mut nicht verlieren. Wenn unsere Herzen nicht erkalten, wenn wir weiter glühen für die Sache des Reiches Gottes und seiner Gerechtigkeit, für die Sache der Freiheit und der Menschenwürde, für die heilige Sache der Armen, für die Sache des Friedens, für die heilige Aufgabe der Einigung der Menschheit, dann brauchen wir nicht um die Krise oder das mögliche Vergehen einer Zeitschrift zu trauern, dann werden wir Wege finden, das, was uns zu sagen auferlegt ist, zu sagen und zu schreiben, und die, welche danach verlangen, werden uns nicht im Stiche lassen. Auch wenn diese Auseinandersetzungen nun eine kritische Situation herbeigeführt haben, so brauchen wir sie deswegen nicht bloß negativ zu werten. Niemals darf um des «Friedens» willen der Kampf um die Wahrheit unterlassen oder abgeschwächt werden. Nicht in Kompromissen und Verschleierungen liegt die Hoffnung auf wirkliches Einanderverstehen, sondern paradoxerweise gerade in der scharfen Ausprägung und rückhaltlosen Äußerung der Gedanken.

Darum erscheint es uns nun auch als selbstverständlich, daß wir bei diesem letzten Mal, wo wir in dieser Zeitschrift das Wort ergreifen, nicht von Formfragen und organisatorischen Problemen; sondern vom Grundsätzlichen und von der Sache reden. Dabei kann es sich allerdings nicht darum handeln, daß wir noch einmal das ganze Problem aufrollen und wiederholen, was wir in einer Reihe von grundsätzlichen Artikeln bereits ausgeführt haben. Aber mit einigen Mißverständnissen möchten wir uns befassen in der ehrlichen Hoffnung, doch noch

bei diesem und jenem Hindernisse des Verstehens wegräumen zu können.

Ein Mißverständnis

Ein Mißverständnis, das uns sehr häufig begegnet, tritt uns in einem Bericht entgegen, den Gottlob Wieser, der Redaktor des «Kirchenblattes für die reformierte Schweiz» in einem Artikel über die «Krisis bei den Neuen Wegen» geschrieben hat. Da heißt es: «Es ist sehr zu bedauern, daß die unheimliche Spaltung der Welt in zwei Fronten, eine östliche und eine westliche, die ‚Neuen Wege' gesprengt hat. Dabei wäre es doch gerade heute dringend nötig, die Probleme des Sozialismus und der künftigen Weltordnung außerhalb des Gegensatzes Ost-West, vielmehr als eine vom Evangelium her gestellte Aufgabe zu studieren und womöglich zu lösen. Wie sollen wir denn für Europa eine vernünftige Ordnung finden, wenn wir uns so ganz in diesen Zweifrontenkrieg eingliedern lassen, daß ein gegenseitiges Gespräch nicht mehr möglich ist? Die Krisis der ‚Neuen Wege' beleuchtet blitzartig eine Gefahr, die für uns alle mindestens so groß ist wie die, die uns von Rußland und Amerika droht.» Was ist zu dieser Sicht der Dinge zu sagen? Ich glaube nicht, daß Gottlob Wieser uns im Ernst die Grundsätzlichkeit und klare Bewußtheit unserer Stellungnahme absprechen will, aber seine Formulierung tut dies tatsächlich. Wenn er aus dem grundsätzlichen Gegensatz einen Gegensatz Ost-West macht, dann ist unsere Haltung jeder prinzipiellen Bedeutung beraubt und auf dunkle Antipathien beziehungsweise Sympathien zurückgeführt. Oder es sieht dann aus, als ob wir uns durch irgendwelche durch die Welt gehende Stimmungswogen hätten mitreißen oder am Ende gar uns durch Machtkonstellationen hätten bestimmen lassen. Wir haben es aber nicht nötig, nachzuweisen, daß unser Gegensatz gegen den Bolschewismus — der Gegensatz der «Neuen Wege» — vorhanden war lange bevor es diesen akuten Gegensatz Ost-West gegeben hat. Diese Opposition war in ganzer Klarheit mit dem Moment des Auftretens des Bolschewismus vorhanden, und zwar so klar und grundsätzlich herausgearbeitet, daß niemand sie mit der bürgerlichen Bolschewismusangst verwechseln konnte. Und noch weniger haben wir es nötig, nachzuweisen, daß unsere Ablehnung des Sowjetsystems mit nationalen Antipathien nichts zu tun hat. Wenn es auf Sympathien ankäme, wären wir ausgesprochen östlich orientiert, sofern es sich um das Volk handelt. Aber um alles das geht es ja gar nicht. «Vom Evangelium her» — um die Wiesersche Formulierung zu gebrauchen, scheint uns zuerst einmal jetzt die Forderung rückhaltloser Wirklichkeitserkenntnis gestellt zu sein. Und dann, wenn wir den Realitäten ins Gesicht geschaut haben, wird die Frage zu erledigen sein, ob es uns «vom Evangelium her» nun noch möglich ist, einen neutralen, über den Parteien befindlichen Standpunkt einzunehmen.

Die *westliche* Wirklichkeit kennen wir, denn es ist unsere Wirklichkeit. Es hat ja keinen Sinn, so zu tun, als ob die schweizerische oder die westeuropäische Wirklichkeit eine wesentlich andere wäre als die amerikanische. Es ist eine Wirklichkeit, zu der wir kritisch eingestellt sind. Es ist die «kapitalistische» Wirklichkeit. «Vom Evangelium her» könnte man auch einfach sagen: die Wirklichkeit des sündigen Menschen, mit seinem Egoismus, mit seinem den Profitantrieb benötigenden Wesen. Der Schweizer oder Europäer, der sich in all dem über den Amerikaner erhaben dünken will, mag es tun. Wir zweifeln an der Berechtigung dieses Pharisäismus. Grundsätzliche Unterschiede bestehen keine. Wir zweifeln sogar, trotzdem wir den Sozialismus wollen, an der Berechtigung des sozialistischen Pharisäismus gegenüber dem Bourgeois, gegenüber dem Großkapitalisten, geschweige denn gegenüber dem Bauern. Wer selbst von aller Bindung an den Mammon erlöst ist, der mag Steine werfen. Der Pharisäismus kann brauchbar sein, wenn man keine größeren Ziele hat als den Kampf um die Macht. Aber im Kampf um größere Ziele, um wirkliche Gemeinschaft und Brüderlichkeit, kann er nur verheerend wirken, um seiner inneren Lüge willen. Die Wirklichkeit erkennen heißt eben doch nicht nur die wirtschaftlichen Zustände erkennen, sondern es heißt auch den Menschen erkennen. Aber man mißverstehe das nicht! Wir wollen mit diesem Hinweis auf das allgemeine Wesen des Menschen keine Verhüllung und Verschleierung der ökonomischen Tatsachen bewirken. Über die Dinge, die in unserer westlichen Welt empörend sind, soll man sich empören. Diese Empörung wird aber um so größere Wahrheit und darum um so größere Kraft haben, je mehr es gelingt, den Haß gegen das System vom Haß gegen die Menschen freizuhalten. Aber wir haben uns selbst und den andern täglich die Augen zu öffnen für das empörend Unsittliche, das im Nebeneinander von Luxus, Schwelgerei und Armut liegt, über das empörend Unmoralische des Schmarotzertums und des arbeitslosen Einkommens neben schwerer, schlecht entlöhnter, monotoner, ungesunder und gefährlicher Arbeit, über das aller Brüderlichkeit Hohnsprechende in unsern Wohnungsverhältnissen und in der ganzen sozialen Verkürzung und Ungleichheit. Das ist die westliche Wirklichkeit, die wir nicht halb träumend, sondern in heller Wachheit zu erleben haben.

Was ist die *östliche* Wirklichkeit? Sie ist tatsächlich anders als die westliche; es ist dort etwas geschehen. Es ist dort etwas Neues ans Licht getreten. Aber wir haben auch hier mit klaren Augen zu sehen und nicht mit den gefärbten Gläsern irgendeiner Propaganda. Dann müssen wir uns der Tatsache stellen, daß das Neue der östlichen Welt nicht die Überwindung des Kapitalismus ist. Diese ist wohl versucht worden, aber sie ist — das kann keine Propaganda mehr verhüllen! — gescheitert. Sie ist auf dem Wege der Gewalt versucht worden; darum ist sie gescheitert. Darum *mußte* sie scheitern! (Wir können auf die

tief im Wesen der Dinge begründete Notwendigkeit dieses Scheiterns, auf die unvermeidliche Tragik des Gewaltweges, auf die Problematik der gewaltsamen Revolution in diesem Zusammenhang nicht näher eingehen. Das gehört zu den nicht erledigten, neu durchzudenkenden Themen.) Die klassenlose Gesellschaft ist in Rußland nicht verwirklicht worden. In bezug auf die Lebenshaltung sind die Unterschiede kaum weniger empörend als im Westen. Was erreicht wurde da und dort, soll anerkannt werden. Aber das Ziel, die Beseitigung der empörenden Unterschiede zwischen reich und arm wurde nicht erreicht, ja es wurde schließlich als unerreichbar aufgegeben. Die «sozialistische» Gesellschaftsordnung hat die Lage der arbeitenden Klassen nicht zu heben vermocht, und an Stelle der gründlich beseitigten alten herrschenden Klassen ist eine neue Klasse von Privilegierten getreten. Für alle, die an den Weg der russischen Revolution geglaubt und dafür unsagbare Opfer gebracht haben, ist es eine erschütternde Tragödie. Der blutige Klassenkampf hat die sozialen Probleme so wenig gelöst, wie die Völkerkriege die internationalen Probleme zu lösen pflegen. Was in beiden Fällen resultiert, ist wirtschaftliche und noch mehr seelische Verwüstung. *Und es wird nie etwas anderes resultieren.* Ich bekenne mich zum absoluten Unglauben an diese Art von Revolution. Ihr Ende wird immer ein ungeheurer Rückschritt sein. Das heißt nicht, daß wir elementare Ausbrüche richten. Aber was wir in Rußland vor uns haben, ist heute alles andere als ein elementarer Ausbruch der Gerechtigkeit. Wenn diese dort noch einmal die Kraft hätte, auszubrechen, würde sie in anderer Richtung gehen.

Es *ist* aber etwas Neues in Rußland vorhanden, etwas, das diesen Osten vom Westen nun allerdings grundlegend unterscheidet. Es ist die Beseitigung des Rechtsstaates, die Abschaffung der Freiheit, die Aufhebung der elementaren Menschenrechte, die Aufhebung der Glaubens- und Gewissensfreiheit, der Freiheit der Rede und der Presse, die Beseitigung der Gewaltentrennung, die Unverantwortlichkeit der Regierung, die Einführung eines geheim funktionierenden Justiz- und Polizeiapparates, das heißt der absoluten Willkür, eines Apparates, der die Macht hat, die Menschen geheim zu verhaften, in geheimem Verfahren zu verurteilen, zu deportieren, zu töten; eine Justiz ohne Appellationsmöglichkeit, nicht überwacht, nicht kontrolliert in ihren Methoden, darum absinkend bis zur Anwendung der Folter; das Verlassen dieses «Staates» als Verbrechen erklärt und als «Hochverrat». mit dem Tode bestraft.

Wir zählen diese Dinge auf in der Hoffnung, daß es noch Menschen gibt, die dieses Zurücksinken auf überwunden geglaubte Stufen erschüttert, Menschen, in denen nicht nur die Errungenschaften der Aufklärung, die Ideen von 1776 und 1789 und der Glaube der Reformation noch irgendwie lebendig ist, sondern auch die Gedanken des neutestamentlichen Christentums und des Mosaismus und des Prophe-

tentums, oder solche, die noch etwas in sich tragen wenigstens von römischen Rechtsbegriffen oder klassisch-griechischer Demokratie, das heißt vom Besten, das die Kulturentwicklung der Menschheit an Ertrag abgeworfen hat. Wir hoffen auch darauf, daß es noch Menschen gibt, die über so viel Phantasie verfügen, daß sie sich vorstellen können, wie sich die Menschenschicksale unter dieser Art von «Staat» gestalten. Es ist schon so: es lastet vieles auf den Bewohnern dieses Planeten: Krankheit, Schmerz und Tod, um nur die äußeren Nöte zu nennen — aber ein solcher «Staat» ist schwerer zu ertragen als irgendeines von jenen Übeln. Denn es ist schwerer, in die Hände der Menschen zu fallen als in die Hände Gottes.

Zur Antwort von Karl Barth an Emil Brunner

Unter dem Eindruck dieser Dinge, innerlich mitbelastet von dem, was da Millionen Menschen eines zu Großem berufenen Volkes angetan wird, erschüttert von dem, was da — einstweilen noch — in einiger Entfernung von uns geschieht, gestehen wir, daß wir es nicht begreifen können, wenn ein Mann wie Prof. Karl Barth der Meinung Ausdruck gibt, daß für ihn in dieser Sache die Stunde des Redens und Bekennens noch nicht gekommen sei. Wir verweilen einen Augenblick bei dem Briefwechsel, der zwischen ihm und Prof. Emil Brunner im Kirchenblatte für die reformierte Schweiz im Gange ist und der eben diese Sache betrifft, die uns hier beschäftigt und die für die «Neuen Wege» nun zum Schicksal geworden ist. Prof. Brunner hat in zehn Punkten, nach meinem Gefühl in höchst klarer Weise, seine Fragen gestellt und hat damit Prof. Barth zur Stellungnahme veranlassen wollen, wozu dieser durch seinen Aufenthalt in Ungarn und seine Beratung der dortigen Reformierten einigen Anlaß gegeben hatte. Prof. Barth lehnt es aber einstweilen ab, sich zur Frage des russischen Kommunismus zu äußern, mit der Begründung, die Kirche habe es «nicht zeitlos mit diesen oder jenen -ismen und Systemen, sondern mit den jeweils in das Licht des Wortes Gottes und des Glaubens tretenden geschichlichen Wirklichkeiten zu tun». «Sie ist nicht irgendeinem Naturrecht, sondern ihrem lebendigen Herrn verpflichtet. Sie denkt, redet und handelt darum gerade nie ‚prinzipiell'. Sie urteilt vielmehr geistlich und darum von Fall zu Fall.» Vor allem widerstrebt es Barth, in den Chor des allgemeinen Lamentos gegen den Bolschewismus einzustimmen. «Ich kann», sagt er, «nämlich nicht zugeben, daß es eine christliche, eine kirchliche Aufgabe wäre, mit theologischer Begründung auch noch einmal zu sagen, was jeder Bürger ohnehin täglich kopfnickend auch in seiner Zeitung lesen kann, was von Herrn Truman und vom Papst ohnehin so trefflich vertreten wird.» «Nein, wenn die Kirche bekennt, dann geht sie in Furcht und Zittern gegen den Strom und nicht mit ihm.» Das ist sehr schön, und es ist sicher wahr,

daß es im kirchlichen Raum, der eben weitgehend ein bürgerlicher Raum ist, keine große Sache bedeutet, gegen den Bolschewismus zu eifern. Auch wir selbst haben unsere Kanzel gänzlich damit verschont. Aber einiges möchten wir doch zu bedenken geben. Einmal dies: Karl Barth ist nicht irgendein Schweizer Pfarrer, sondern ein Mann, dessen auf sein Wort lauschende und auf seine Haltung schauende Gemeinde so ziemlich über die ganze christliche Welt hingeht, zu der also eine sehr große Zahl von Menschen gehören wird, die von dieser Sache aufs stärkste verwirrt, aufgewühlt, wenn nicht geradezu getroffen und in ihrer innern und äußern Existenz aufs schwerste gefährdet ist, die also jetzt, nachdem sie von seiner Theologie vieles und Wesentliches empfangen hat, nun nach einem Wort dürstet, das sie gerade von ihm zu erwarten das Recht hat. Ja, sie hat die Worte des Papstes und die Worte Trumans, aber ist es verwunderlich, daß sie in ihrer großen Not nun auf den Mann schaut, der ihr bisher eben doch in bezug auf sehr zentrale und heilige Dinge ein Führer war, dem sie vertraute. Es werden ja vor allem Menschen sein, die selber ein Hirtenamt zu verwalten haben, für die die Parolen, die von den führenden Theologen ausgehen, wegweisend sind für die geistliche Leitung ihrer Herden, und so fällt auf einen theologischen Lehrer von internationalem Ruf die Verantwortung für weite Volksmassen. Sollen diese immer wieder «verschmachtet und zerstreut gelassen werden wie Herden, die keinen Hirten haben», weil die Hirten eben doch nicht da sind, deren «Stecken und Stab sie tröstet, indem er einmal gegen einen einbrechenden Wolf geschwungen wird»? Es kann dann doch so herauskommen, daß diese Menschen, die vergeblich auf ein Wort gewartet haben, eben zu andern gehen, die es ihnen sagen, zum Papst oder zu Truman meinetwegen, und das ist ja dann auch ganz recht so. Schließlich hat sich in der Hitler-Zeit auch Karl Barth an einer Churchill-Rede, an einer Faulhaberschen Kardinalspredigt oder einer gutsitzenden Cornichonsatyre erbaut und nicht verächtlich darüber geredet. Und er ist, als er seinen Kampf gegen den nazistischen Götzendienst kämpfte, doch auch von einem zu mindestens 90 Prozent zustimmend kopfnickenden Schweizervolk umgeben gewesen. Und doch war seine Stimme und seine theologische und kirchliche Begründung des Kampfes nichts weniger als überflüssig, denn er hat damals doch eben noch einiges gesagt, was Churchill und Faulhaber nicht hatten sagen können. Und genau so braucht heute das Wort eines reformierten Theologen nicht den gleichen Tenor zu haben wie dasjenige eines amerikanischen Politikers oder eines vatikanischen Kirchenfürsten. Wenn begründete Angst besteht, ein Wort gegen den Bolschewismus könnte allzu bürgerlich verstanden werden, so ließe sich damit unschwer ein unbürgerliches Wort verbinden, eine soziale Bußpredigt an die Adresse des Bürgertums, die völlig unmißverständlich sein könnte. Im übrigen aber glaube ich, daß diese Angst vor zweifelhaften Kampfgefährten

nun nicht das Wichtigste ist heute. Heute ist ein Zusammenschluß aller derer nötig, die die Menschlichkeit, die Freiheit und eine in Frieden geordnete Welt wollen. Und über dieser gebieterischen Notwendigkeit zerbrechen die alten Fronten, die alten Klassen- und Parteitrennungen und auch die konfessionellen Gegensätze. Wir haben in dieser Zeit, deren Gepräge und Gefahr die absolute Mißachtung des Menschen ist, jedem die Hand zu reichen, der für die Heiligkeit des Menschen einsteht. (Dazu gehört allerdings Franco nicht, was wir den vatikanischen Kirchenführern deutlich sagen müßten, bevor wir, was wir gerne täten, ihnen die Hand reichen können.) Aber auch hier kein Pharisäismus! Der Schweizer, der findet, daß er seine reine Hand dem Amerikaner nicht reichen könne, weil es dort noch eine rassische Diskriminierung der Neger gebe, ist ein Pharisäer. Er braucht sie nicht der Minderheit der rassischen Hetzer zu geben, sondern der erdrückenden Mehrheit derer, die jene primitive Rückständigkeit bekämpfen. Und im übrigen wollen wir nicht vergessen, daß wir weder 1917 noch 1940 auf die entscheidende Mitwirkung der Amerikaner bei der Überwindung der deutschen Gefahr verzichtet haben. Wenn sie uns damals nicht zu schlecht waren — uns zu retten —, warum sollten sie es nun heute sein? Ja, es ist nicht gerade eine vornehme Gesinnung, die sich nun gegenüber denen, denen wir so sehr zu Dank verpflichtet sind, in beständiger hämischer und selbstgerechter Kritik ergeht. Der westliche Mensch, sei er Amerikaner oder Schweizer, Engländer oder Franzose, ist in der Tat nichts Besseres als Mensch, und seine Institutionen und Wirtschaftssyteme tragen das Gepräge seines Wesens. Über dem östlichen Menschen, der wahrhaftig so gut (wenn nicht besser, weil ursprünglicher) ist als der westliche, liegt aber ein seinem tiefsten Wesen fremdes, nichtmenschliches Etwas, das sich «Staat» nennt, in Wirklichkeit aber ein Monstrum ist. Das ist der Unterschied zwischen West und Ost.

Wir kehren zu unserer Auseinandersetzung mit Karl Barth und seiner Weigerung, ein Wort in dieser Sache zu sagen, zurück. Wir haben nicht das Gefühl, daß es in unserer Welt einen Überfluß an Stimmen gebe, die sich für das Recht und die Menschlichkeit erheben. Wir sind vor allem noch nie unter dem Eindruck gestanden, daß die *Kirche* in dieser Sache zu laut und zuviel geredet habe. Gerade sie hat allerdings, wenn sie schon redet, besonders dringenden Anlaß, die Lauterkeit ihrer Motive zu prüfen. Ein durch die mitschwingende Sorge um ihren Großgrundbesitz verschärfter kirchlicher Eifer gegen den Bolschewismus oder eine durch die Freundschaft mit dem blutigen Franco Lügen gestrafte Ablehnung der Diktatur ist eine mißlich-heuchlerische Sache. Und sicher kann auch bei uns alles mögliche, nicht ganz Lautere unbewußt mitschwingen, so daß der Ton unserer Posaune nicht ganz rein tönt. Aber gerade in der Theologie Barths weiß man ja gut genug, wie es um den menschlichen Faktor bei der

Verkündigung des prophetischen Wortes bestellt ist. «Wehe mir! Ich bin verloren, denn ich bin ein Mensch mit unreinen Lippen und wohne unter einem Volk mit unreinen Lippen.» Und doch liegt der Zwang des Redens auf mir. Die Lippen des Propheten wurden durch einen glühenden Stein vom Altar entsühnt. *Wir* haben einfach ganz schlicht die Verantwortung zu tragen und die Konsequenzen auf uns zu nehmen. Wir können nicht sagen, ob die Sache billig ist; auch Karl Barth kann es nicht sagen. Es bedeutet sicher einstweilen in unserm Lande kein Risiko, es mit den Kommunisten zu verderben. (Immerhin ein etwas größeres als, wenn man es mit den Amerikanern verdirbt.) Ob die Kommunisten ein kleines Häuflein sind, darauf kommt es bekanntlich bei dem System, das sie vertreten, nicht an. Es ist das Wesen des Terrors, daß er von oft kleinen Minderheiten über die Mehrheit ausgeübt wird. Es gibt Länder, wo das über Nacht gekommen ist. Die Situation der kleinen — und auch einiger großer — Länder Europas ist nicht derart, daß sie unbedingt ruhig schlafen könnten. Einige sind bei dem Fall der Tschechoslowakei erwacht. Es kommt uns doch etwas ahnungslos vor, wenn Barth die Erörterung dieser Dinge als ein «Deklamieren gegen irgendeinen uns fernen und leicht durchschaubaren Unfug» bezeichnet. Was die Ferne anbelangt, sollte sich Barth von militärischen Sachverständigen darüber aufklären lassen, wie manche Tage es etwa dauern könnte bis die große Walze da wäre. Und auch mit der «leichten Durchschaubarkeit des Unfugs» ist es leider nicht so weit her. Das beweist vorerst einmal die *Zahl* derer, die den «Kommunismus» *nicht* durchschaut haben. Barth redet von den «paar westeuropäischen Kommunisten». In Italien hat ein Drittel kommunistisch gestimmt, und in Frankreich zählen sie ebenfalls nach Millionen. Alle diese Menschen haben den Kommunismus nicht durchschaut, sondern glauben irgendwie an ihn, viele sogar mit glühender Überzeugung und größter Opferbereitschaft.

Barth sagt von seinem Kampf gegen den Nationalsozialismus: «Es ging um Leben und Tod, um die Abwehr gegen die wirklich uns selbst auf den Leib und auf die Seele rückende, aber als solche sogar für Tausende von christlichen Augen wirksam maskierte Gottlosigkeit. Eben darum habe ich damals geredet und nicht geschwiegen.» So erscheint ihm seine Rolle, nachdem er — leider um ein kleines verspätet — in die antihitlerische Front einschwenkte; aber von denen, die heute ihre Stimme gegen die totalitäre Gefahr erheben, sagt er, daß sie «ihr Mütchen nach Herzenslust kühlen». Wir anerkennen Barths echte Verdienste in jenem Kampf, und auch was daran legendär ist, würden wir nachgerade auf sich beruhen lassen. Aber wir haben doch wohl auch das Recht, uns für die Anerkennung der Ernsthaftigkeit unseres heutigen Kampfes zu wehren.

Wenn ein so großer Teil des nach sozialer Gerechtigkeit hungernden Proletariates auf die sozialistische Tarnung des östlichen Totali-

tarismus und Imperialismus immer noch hereinfällt, dann scheint es uns, daß die Maskierungskünste dieser heute uns bedrohenden Macht noch wesentlich größer sind als der wirklich «leicht durchschaubare Unfug» des Hitlertums. Man kann doch immerhin sagen, daß außerhalb Deutschlands und außerhalb des Bereiches der deutschen Seele lediglich die allerdings nicht ganz kleine Zahl von Kindsköpfen, Psychopathen, in die Politik verirrten Nursportlern, Nurmilitaristen, Glücksrittern und Gangsternaturen an Hitler geglaubt haben. Dazu kam dann nach den phänomenalen Siegen Hitlers der Zuzug der Erfolgsanbeter und Machtspekulanten. Ganz anders aber sieht die Gefolgschaft des Kommunismus heute aus. Wohl sind jene oben genannten Typen von desperater Gestalt auch darunter zu finden. Aber der Gewalthaufe besteht aus Menschen, die ehrlich an den Mythus vom östlichen «Vaterland des Sozialismus» glauben und von dorther das Heil erwarten. Gerade diese Menschen sind uns wertvoll genug, daß wir sogar «mit einem bißchen Gedankenaufwand» versuchen, ihnen klarzumachen, daß sie einem Trug zum Opfer gefallen sind. Gerade um diese Menschen geht es uns; etwas an ihnen ist uns ehrwürdig, nämlich ihr Hungern und Dürsten nach Gerechtigkeit. Wir wollen Freiheit und Menschlichkeit für alle, auch für den Bürger und den Bauern, aber das Proletariat liegt uns am meisten am Herzen. Diese Menschen verführt und betrogen zu sehen, ist uns das Unerträglichste von allem. Eines Morgens in einer Volksdemokratie zu erwachen, das ist vielleicht für eine Gruppe von Parteigenossen, denen die Machtgier im Blute sitzt und die längst danach gedürstet haben, einmal «das Gefährliche im Menschen» ausleben zu können, eine berauschende Sache, aber für die Masse der Proletarier ist es eine furchtbare, tragische Enttäuschung; sie erkennen, daß sie nichts gewonnen haben, daß sie für das heilige menschliche Erstgeburtsrecht der Freiheit nicht einmal das Linsengericht einiger wirtschaftlicher Erleichterung bekommen haben. Keine freien Gewerkschaften mehr, kein Streikrecht mehr, dafür Spitzel, Blockwarte, Denunzianten und der ganze unsägliche Druck des kalten Terrors und der Diktatur.

«Unzeitgemäße Betrachtungen»

Wir stimmen Barth darin durchaus zu, wenn er sagt, daß das Wort der Kirche aus der Situation heraus und nicht einfach von abstrakten, ewig gültigen Prinzipien her gesprochen werden muß. Dieser in der Situation liegende Zwang, ein Wort zum Kommunismus zu sagen, liegt aber heute vor. Daß dieses Wort nicht bürgerlich-antikommunistisch, sondern geradezu echt kommunistisch, das heißt biblisch-kommunistisch sein müßte, darauf würde die Kirche dann allerdings kommen müssen. Auch auf den Gedanken, daß in der vom Osten kommenden Bedrohung ein Gericht für die westliche Kultur und das westliche Christentum liegt, müßte sie kommen. Aber für nicht der Situa-

tion entsprechend halten wir es, wenn dem gegenüber, was «die dreizehn Männer des Kremls» mit ihrem Volk seit dreißig Jahren treiben, und dem gegenüber, was sie den Balten, den Ungarn, den Tschechen antun und schließlich der ganzen Welt antun möchten, Schweigen als das bessere Teil empfohlen wird. Es handelt sich da nicht um den Kampf gegen einen -ismus, den sich wieder einmal einer in seiner Studierstube zurechtgelegt hat, sondern um den Kampf gegen aktuelles Unrecht. Darum erscheinen mir die Ausführungen Barths gerade eben nicht «aus der Situation herausgewachsen», sondern sein Brief an Emil Brunner ist eine jener «unzeitgemäßen Betrachtungen», wie sie Barth nicht zum erstenmal in seinem Leben geschrieben hat. Man ist da schon — und zwar von Barth selbst — gezwungen, an diese Dinge zu erinnern, zum Beispiel an die unzeitgemäßen Betrachtungen, die er ganz am Anfang des Aufkommens des Hitlertums angestellt hat. Oder wenn er nach dem ersten Weltkrieg den Christen empfahl, sich «den Militarismus mit einer energischen, den Pazifismus aber mit einer freundlichen Gebärde vom Leibe zu halten», so konnten wir auch das nur als äußerst unzeitgemäß empfinden. Wir waren damals der Meinung, daß ein leidenschaftliches Aufstehen aller nationalen Kirchen und der ganzen Ökumene gegen Krieg und Weiterrüsten ein Beweis dafür gewesen wäre, daß die Kirchen aus dem Jammer des ersten Weltkrieges heraus die Stimme Gottes vernommen hätten, das Gotteswort, das die Friedenstat von der Christenheit forderte.

Wir wollen nicht vergangene Dinge ausgraben, und wir wollen auch uns selbst nicht als die hinstellen, die keine Fehler gemacht und nie unzeitgemäß geredet und sich in der Tonart nie vergriffen hätten. Wir wollen auch den Unterschied zwischen der Situation, in der sich der 1933 in Deutschland lebende Karl Barth befand, von uns, die wir in der schweizerischen Geborgenheit lebten, keinen Augenblick vergessen. Aber wenn Barth denen, die heute die Stimme gegen das jetzt die Welt bedrohende freiheitsfeindliche System erheben zu müssen glauben, ein abstraktes, doktrinäres und dazu billiges Reden vorwirft, dann sind wir genötigt, ihn bei seiner Forderung auf das Reden aus der wirklichen Lage heraus sogar rückwirkend zu behaften.

Nur in der Wahrheit ist Friedenshoffnung

Wir wenden uns einem weiteren Vorwurf zu, der gegen uns aus unsern eigenen religiös-sozialen Reihen erhoben worden ist. Man hat diesen Vorwurf ziemlich massiv so formuliert, daß am Ende des Weges, den wir mit unserer geistigen Bekämpfung des Sowjetsystems beschritten hätten, die «Atombomben über Rußland», das heißt der dritte Weltkrieg, stünden. Nichts beweist so sehr, daß die Menschen aus der Geschichte nichts lernen wie dieser Vorwurf. Der zweite Weltkrieg ist — das dürfte jeder wissen — gerade dadurch, *nur* dadurch entstanden, daß man die Wahrheit über die Diktaturen der Mussolini

und Hitler nicht oder erst zu spät ausgesprochen hat. Diese Nichtse sind nicht nur durch ihre *eigenen* Lügen, sondern vor allem auch durch die Verlogenheit der Umwelt zu gefährlichen «Größen» geworden. Man hat diese katilinarischen Existenzen, modern ausgedrückt: Gangster, als Staatsmänner gelten lassen. Man hat die Wahrheit über ihr Wesen und Treiben nicht sehen und nicht ausgesprochen haben wollen. Man hat ihre Innenpolitik möglichst mit Stillschweigen zugedeckt, so daß man dann auch ahnungslos war in bezug auf das, wessen man sich in der Außenpolitik von ihnen zu versehen hatte. Man hat ihnen verlogene gute Worte gegeben; ihre Opfer aber hat man wortlos und achselzuckend preisgegeben. Man hat ihre himmelschreienden Verbrechen an den Menschen ihres Machtbereiches schonend zugedeckt durch die Bewunderung ihrer Leistungen. Die Erschlaffung des sittlichen Gefühls war derart ungeheuer, daß man die Zertretung des Rechtes als durch pünktlich fahrende Züge und durch Bau von Autostraßen und Staudämmen für aufgewogen hielt. Anstatt ihnen die eisige Verachtung zu zeigen, die sie verdienten, anstatt den Cordon sanitaire um sie zu ziehen, ist man zu ihnen als zu verhandlungswürdigen Vertragspartnern gewallfahrtet. Das Resultat war der Krieg. Von der Lüge Frieden zu erwarten, ist Torheit, nein es ist Schlimmeres: tiefer Unglaube, eine Verhöhnung der sittlichen Fundamente des Lebens. Friedenshoffnung beruht allein auf der Wahrheit. Natürlich keine Garantie! Auch die Wahrheit ist nie ohne Wagnis. Es kann zu spät sein. Das ist nicht in unsere Hand gegeben. Aber an der Glaubenseinstellung sollen wir nicht rütteln lassen. Zuerst die Wahrheit, in diesem Falle die Wahrheit über Rußland, über die Sklaverei in Sibirien, über die Deportationen, über die Scheinprozesse, über die Morde an Trotzki und den Trotzkisten, über das Verschwinden von Menschen ohne Zahl. Zuerst die Wahrheit. Es ist eine bedrückende Sache, wenn wir dem großen und zentralsten Satz, daß wir *zuerst* nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit zu trachten haben, keine lebendige Anwendung mehr zu geben vermögen; wenn wir nicht mehr glauben, daß dem, der nach dem Reiche Gottes trachtet, in diesem Falle nach der Wahrheit, daß ihm «alles andere hinzugetan» wird. Die russische Wahrheit liegt aber nicht darin, daß sie «Ungeheures geleistet und geschaffen» haben, sie liegt nicht in den Staudämmen und in den Traktoren und der ganzen aus dem Boden gestampften Industrialisierung, sie liegt auch nicht in den Kinderkrippen und in den Ferienheimen für Arbeiter (speziell für gute Parteigenossen), sie liegt auch nicht in der Überwindung des Analphabetismus und in der «Emanzipation» der Frau. Und wenn das alles noch zehnmal größer wäre, wenn es sogar die amerikanischen Dimensionen überträfe, wenn kein Wort, das darüber gesagt wird, Propaganda wäre — es wäre nicht die Wahrheit über Rußland. Nach all dem fragt die Weltgeschichte schließlich nicht, nach dem fragt Gott nicht, nach all dem dürfen auch wir nicht

oder erst in zweiter oder sechster Linie fragen. In erster Linie sind alle Menschen, alle Völker, alle Regierungen nach der Gerechtigkeit und nach der Menschlichkeit gefragt. Darum haben wir das Recht, nein die Pflicht, einseitig und hartnäckig auf diesen Dingen herumzureiten, von denen allein das Heil abhängt. Das sind seltsame Freunde des russischen Volkes, seltsame «Freunde der Sowjetunion», die sich für Recht und Freiheit dieses am meisten gemarterten Volkes nicht interessieren, dafür aber ihre Despoten beschönigen. Wir warten sehnsüchtig darauf, daß auch diesem zu Großem berufenen Volk der Tag der Freiheit erscheinen wird.

Die weltgeschichtliche Aufgabe der Vereinigten Staaten

Wir kehren noch einmal zurück zu dem, was man das Problem Ost-West genannt hat, wenn wir zum Schluß noch ein Wort sagen über die Rolle der Vereinigten Staaten von Amerika. Es ist ein Wort, mit dem wir Ärgernis zu erregen riskieren müssen, denn über Amerika in überheblicher Geringschätzung zu reden, ist bei uns gedankenlose Mode geworden. Wir aber sprechen es als unsere tiefe Überzeugung aus, daß es Gott gefallen hat, diesem Amerika mit allen seinen Fehlern, Lastern und innern Gefahren eine große geschichtliche Aufgabe zuzuweisen. Auf ihm ruht die Hoffnung der Freiheit und des Friedens. Wir stimmen dem zu, was gesagt worden ist: «Entweder werden wir eine Pax americana haben oder dann überhaupt keine.» Der in der Schweiz ebenso beliebte wie unüberlegte Neutralismus mit seiner Parole «weder Ost noch West» ist völlig irreal. Und er ist entsetzlich pharisäisch und töricht anmaßend dazu. Wir Europäer haben sicher einiges, das Amerika nicht hat. Aber wir können uns nicht mehr selber helfen, und zwar nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich nicht, denn Amerika hat auch etwas — es mag unserm abendländisch-europäischen Hochmut passen oder nicht —, das wir nicht haben, und zwar an *inneren* Werten. Es ist eine providentielle Fügung gewesen, daß der Gedanke der Freiheit und des Gewissens vom Calvinischen Genf aus über Schottland, England und Holland mit den Pilgervätern und andern um ihres Glaubens willen Verfolgten nach der neuen Welt ausgewandert ist, damit er dort eine große Heimat schaffe, und — damit er von dort wieder herüberkomme und denen helfe, die sich nicht mehr selber zu helfen vermögen. Der Isolationismus ist offenbar in keiner Weise mehr Gottes Wille, nicht mehr für Amerika, aber ebensowenig, ja noch weit weniger für uns. Den besten Amerikanern ist das längst bewußt, und sie haben leuchtende Taten der Solidarität und für die gemeinsame Freiheit getan. Nur wir verharren noch in unserm blinden und in seiner Überheblichkeit immer lächerlicheren Isolationismus.

Es geht heute vor *allem* andern um die Wiederaufrichtung der im Faschismus, im Bolschewismus und im Antisemitismus zusammen-

gebrochenen Idee der Humanität. Diese hat ihre staatspolitische Form in der auf der Proklamation der Menschenrechte beruhenden Demokratie gefunden. Diese Idee trägt auch die soziale Befreiung in ihrem Schoß, während jede Form der Tyrannei immer nur Entwürdigung des Menschen gebären wird. Für den Sozialismus läßt sich nur von freien Völkern etwas erhoffen. Darum haben wir Amerika, trotz seinem kapitalistischen Wirtschaftssystem mit all seinen Tollheiten, Glauben entgegenzubringen; der «unsterbliche Same der Freiheit» ist in seinen Boden gesenkt, und er wird immer wieder keimen und in völlig neuen Gestaltungen der menschlichen Dinge sich als lebendig erweisen. Wo aber Knechtschaft ist, da ist der Tod.

Das große Ziel

Jenseits dieses Zusammenschlusses des Westens aber erhebt sich das vollkommene Ideal der Vereinigung *aller* Völker, dieses Zieles, an dem die Seele eines Leonhard Ragaz so glühend hing. Wenn einmal alle einzelnen Völker ihre Freiheit erlangt haben, dann wird es sich zeigen, daß dieser Gedanke ihrer Vereinigung zur Reife gekommen ist. Er muß aber jetzt schon hinüberzuleuchten versuchen zu denen, welchen das Recht über sich selbst zu verfügen noch vorenthalten ist. Sie müssen es spüren, daß die Welt auf ihre Freiheit und auf die brüderliche Gemeinschaft mit ihnen wartet, wissend, daß sie gerade von ihnen, die so tief gelitten haben, Großes zu empfangen hat.

Paul Trautvetter.

Weltrundschau

(unter alleiniger Verantwortung des Verfassers)

Krise um Berlin Eine Monatsrundschau über eine Welt zu geben, die sich von Tag zu Tag ändert, heißt immer Gefahr laufen, daß, was man am Anfang geschrieben hat, bereits überholt ist, wenn man am Schluß ankommt. Dieses Risiko steht mir besonders lebhaft diesmal vor Augen, da ich an die Abfassung der vorliegenden Chronik herangehe. Alle Welt redete ja in diesen Tagen vom neuen Krieg, der über Nacht ausbrechen könne, und wenn auch inzwischen eine unverkennbare Entspannung eingetreten ist, so bleibt die Lage dennoch kritisch genug. Das Sturmzentrum — um in diesem Sommer des Mißbehagens, da wir alle Tage nur von Störungen, Depressionen und Entladungen hören, auch im Stil der Wetterberichte zu reden — liegt über *Berlin*. Der Kampf um die Beherrschung der ehemaligen deutschen Reichshauptstadt, der zwischen der Sowjetunion und den Westmächten entbrannt ist, drohte eine Zeitlang direkt zu einer fatal-gewalttätigen Lösung zu drängen. Man schrieb den Russen